

Jahrgang II.

No. 1.

April 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. —
Intrigen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im
Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post“. — Die Tugend
hat gesiegt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II
No. 1.

München,
April 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„K A I N“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Anarchistisches Bekenntnis.

Ein rundes Jahr ist abgelaufen, seit ich zum ersten Male die Freude hatte, mit dieser Bekenntnis-Zeitschrift vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der „Kain“ hat sich seitdem gute Freunde erworben, zwar noch nicht genug, um aus eigener Kraft leben zu können, aber doch so viele, dass begründete Aussicht besteht, ihn in kurzer Zeit ohne weitere persönliche Opfer wirken zu sehen. Es entspricht nicht meinem Geschmack, das Schallrohr an den Mund zu setzen und mit marktschreierischer Anpreisung der eigenen Leistung neue Abonnenten anzulocken. Ich muss es denen, die an meiner Art, über die Dinge der Welt zu urteilen, Gefallen gefunden haben, überlassen, ihre Lektüre weiterzuempfehlen; ich persönlich beschränke mich auf das Versprechen, auch den neuen Jahrgang und alle, die ihm hoffentlich folgen werden, in der Ehrlichkeit und in dem Bemühen um Gerechtigkeit und menschlichen Anstand entstehen zu lassen, die dem „Kain“ bisher nützlich gewesen sind.

Ueberschaue ich heute das sittliche Resultat der bisher im „Kain“ akkumulierten Arbeit, so glaube ich mich zu

halte mir übrigens vor, über die Wirksamkeit des „Neuen Vereins“ demnächst in einem besonderen Artikel zu referieren.) Man spielte im Schauspielhaus „Psyches Erwachen“, ein Schauspiel von Wilhelm Weigand. Das Stück ist nicht so beträchtlich, dass ich es einer kritischen Wertung an dieser Stelle überhaupt unterziehen möchte. Ich schätze Weigand hoch als Essayisten; Dramatiker ist er durchaus nicht, und die Art, wie er das alte Kandaules-Problem zu modernisieren versucht, ist banal und ohne künstlerische Bedeutung. — Aber zur Gestaltung der Hauptrolle war ein Gast von Berlin gekommen, dessen Name schon das Drama weilt, in dem er wirkt: Lina Lossen. Die Kunst dieser Frau ist erschütternd herrlich, und wie sie in Weigands Stück der Hedwig Krell Leben gab, echtes warmes Leben, das dies konstruierte Geschöpf völlig der Theatersphäre entrückte, das sollte in München unvergessen bleiben. Bei Lina Lossen ist jeder Laut natürlich, jede Bewegung wahr und schön, jedes Wort überzeugt und überzeugend. Seit sie vom Hoftheater schied, war sie jetzt die erste, die soviel weibliche Schönheit, soviel künstlerische Tiefe wieder auf eine Münchener Bühne stellte.

Lina Lossen hat bei den Zeitungskritikern mit ihrer Leistung keinen Anklang gefunden. In schöner Uebereinstimmung fand man in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, in der „Münchener Zeitung“ und in der „Münchener Post“ konstatiert, dass die Künstlerin, seit sie von uns ging, an Ausdruckskraft verloren habe. Merkwürdig. Man fragt sich immer wieder erstaunt, woran es bloss liegen kann, dass eine Leistung, wie wir sie hier in Jahr und Tag nicht erleben, gerade an den zur Kritik bestellten Herrschaften so spurlos vorübergehen kann. Manchmal scheint mir, ständig in München wirkende Schauspieler darf oder mag man nicht verreissen — Gott, man trifft sich mal persönlich irgendwo —, so lässt man eben das Temperament an Gästen aus, die gleich wieder abreisen. Das käme aber einer Irreführung des Publikums und einer Kränkung des Gastes gleich, die ihn schwer abschrecken könnte, sich je wieder vor solchen Meinungsmachern zu produzieren. Bliebe als Erklärung also nur die völlige Urteilsunfähigkeit der Rezensenten übrig, und damit der Vorwurf, dass sie die Sachverständigen in Dingen spielen, zu denen ihnen jede kritische Fühlung fehlt. — Oder sollte etwa bei dem empörenden Fehlurteil über die Leistung Lina Lossens persönliche Politik im Spiele sein, und ich wäre berechtigt, den Untertitel dieser Betrachtung auch auf den zweiten Teil meiner Ausführungen zu beziehen?

Bemerkungen.

Karl May. Es tut mir leid, dass Karl May diese Zeilen nicht mehr lesen wird. Ich hätte sie auch geschrieben, wenn er nicht in diesen

Tagen gestorben wäre. Jetzt bin ich in der üblen Lage, zu gleicher Zeit über den Verfasser von „Old Shatterhand“ freundliche Worte sagen zu müssen, wo sich „angesichts der Majestät des Todes“ allerlei Schornalisten ebenfalls dazu gedrängt fühlen, die vorgestern noch ganze Fässer voll Jauche über den Mann ausgossen. Vor ein paar Wochen hatte der „Akademische Verband für Literatur und Musik“ in Wien Karl May zu einer Vorlesung eingeladen. Darob grosses Entrüstungsgeheul bei den patentierten Kulturhütern. Es hatte sich nämlich in einem Beleidigungsprozess, den May nolens volens gegen den gelben Lebius anstrengen musste, herausgestellt, dass der alte Mann in seinen Jugendjahren recht abenteuerlichen Ulk getrieben hat und dafür sogar (bedecke deinen Himmel, Zeus!) im Gefängnis sitzen musste. Es war klar, dass so ein Kerl ein literarischer Charlatan war, dessen Produkte nicht den geringsten Wert haben konnten, umsoweniger, als ihm philologisch gerichtete Spürgeister nachwiesen, dass er die Gegenden des wilden Westens und des dunkeln Afrikas, die er so lebendig zu schildern wusste, niemals mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei sind alle seine Erzählungen in der Ich-Form abgefasst — ein frivoler Lügner also, ein Hochstapler und kalter Schurke.

Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit ich zuletzt im „Guten Kameraden“ Maysche Erzählungen las. Ich kann mich also nicht mehr erinnern, ob sein Stil zu Einwendungen grossen Anlass gab. Ich nehme an, dass er nicht miserabler war als der der frommen und patriotischen Geschichten der Schullesebücher. Aber ich will eine Kanaille heissen, wenn ich je leugnen sollte, dass mich, als ich Quartaner war, „Winnetou“, „Die Sklavenkarawane“ und „Der blaurote Methusalem“ verdammt mehr begeistert haben, als alle Heldenstudien des Cornelius Nepos zusammengenommen. Wenn es wahr ist, dass Karl May als junger Mensch Räuberbanden organisiert hat, so beweist das garnichts gegen seine schriftstellerischen Fähigkeiten, erklärt aber viel von seiner phantastischen Erfindungskunst und erweist all sein in den Büchern behauptetes Erleben als innerlich wahr. Sein Abenteurertum — meinetwegen nennts seinen verbrecherischen Instinkt — hat sich eben in späteren Jahren vergeistigt, sein Tatendrang hat sich in Phantasie umgesetzt, und wir Jungen hätten den Vorteil froher Erregungen und kühner Vorstellungsbilder davon, die unsere bestellten Pädagogen mit der Durchkäuung klassischer Dramen nur unter Schweissverlust wieder eliminieren konnten.

Was mögen sich die Leute wohl unter dichterischem Schaffen vorstellen, die May vorwerfen, er sei garnicht in den Ländern gewesen, die er beschrieben hat? Dass das nicht aus der Lektüre seiner Werke hervorgeht, sondern erst durch Nachschnüffelung konstatiert werden muss, sollte, meine ich, jedes Gebelfer gegen sein Talent zum Schweigen bringen. Als wir „Wilhelm Tell“ lasen, wurde uns als besonderes Verdienst Schillers gepriesen, dass er nie in der Schweiz war und nur aus der Phantasie seine Kulissen-Landschaften schuf. Schreibt aber heute jemand eine Unterhaltungsgeschichte, deren Helden Sudanesen sind, so hat er vor strengen Richtern zu erweisen, dass er wirklich selber im Sudan gelebt hat. Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn, und es ist schändliche Undankbarkeit derer, die ihre besten Jungenstunden seinen Mordgeschichten verdanken, dem Manne, der das Prädikat eines Dichters

ohne Einschränkung verdient, nachträglich seine Verdienste zu schmälern.

Ich fühle mich nicht zum Tugendwächter geschaffen, und wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, entweder Mays Erzählungen oder die Entrüstungsartikel gegen Karl May zu lesen, bei Gott! zu den Zeitungsblättern griffe ich nicht.

Die Pleite im Ruhrrevier. So jammervoll kläglich, wie es jetzt gekommen ist, haben sich die ärgsten Pessimisten den Ausgang der Bergarbeiter-Aktion im Ruhrgebiet nicht vorgestellt. Nachdem die Bergwerksbesitzer die angehäuften Kohlevorräte vom Vorjahr mit erheblicher Preiserhöhung und unter Ersparung der Arbeitslöhne abgesetzt hatten, nahmen die zweihunderttausend Streiker die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder auf, grenzenlos geschwächt an Kampfmitteln und Kampfgeist. Ich habe hier vor einem Monat die Hoffnung ausgesprochen, diesmal werde Zielklarheit, Entschlossenheit und rücksichtsloser Wille am Werk sein — ich gebe zu, dass ich mich mit dieser Erwartung schwer blamiert habe. Nach dieser Pleite der deutschen Gewerkschafts-Unternehmungen kann man getrost zugeben, dass unsere Arbeiter schon am richtigsten handeln, wenn sie alle sozialistischen Allüren unterlassen und sich mit Haut und Haaren den parlamentarischen Mehrheitsbeschlüssen verschreiben.

Mit 50 000 christlichen Streikbrechern im Rücken — so hiess es — kann ein Ausstand nicht zu Ende geführt werden. Pardon: Dass die Christlichen nicht mittun würden, hatten sie von vornherein angekündigt. War man der Meinung, ein Streik sei bei Beteiligung von nur 75% der Arbeiter nicht zu gewinnen, so hätte man ihn nicht erst proklamieren dürfen. Aber, was die Herren Praktiker nicht einsehen und in all ihrer Praxis nicht lernen wollen: das bisschen Streikarbeit, das die in Pfaffenhänden murksenden „Christlichen“ verrichten, spielt gar keine Rolle gegenüber der Streikarbeit, die in den vom Streik nicht betroffenen deutschen Gruben geleistet wird von Arbeitern, die der gleichen Zentralleitung unterstehen wie die Ausständigen. Man wünscht, um die Gewerkschaftskassen zu schonen, in Deutschland keine Solidaritäts- und Sympathiestreike und lässt lieber die Absicht einer Streikaktion, durch Aushungerung des Marktes Forderungen zu erzwingen, illusorisch werden, als dass man sich zur Inszenierung durchgreifender Massnahmen entschliesse. — Herr Sachse hat die Behauptung konservativer und ultramontaner Reichstagskollegen, es handle sich im Ruhrrevier um einen Sympathiestreik für die englischen Grubenarbeiter, empört zurückgewiesen. Er war tief beleidigt, dass man deutschen Arbeitern so etwas wie eine Sympathiehandlung für ausländische Kameraden zutraute, — und so hat ihr eigener Zentralleiter den Arbeitern auch noch die sittliche Gloriole ihrer Niederlage genommen und ihnen die Möglichkeit abgeschnitten, ihr kurzes Auftreten als Freundschaftsdemonstration für die Engländer zu deuten. Auf dem nächsten internationalen Gewerkschaftskongress werden die Herren Sachse und Huë den englischen Streikführern gute Lehren erteilen, wie man Ausstände schnell zu Ende führt. Sie haben ein neues Meisterstück in dieser Branche geliefert.

Mottl und die „Münchener Post“. Im Augustheft des „Kain“ habe ich im Anschluss an Vorgänge, die mit dem Tode Felix Mottls